

Guido Hinterkeuser

Zum Umgang mit Ruinen kriegszerstörter Kirchen nach 1945 in Deutschland

Eine Ruine ist im Kern immer Ausdruck von Zerstörung und Gewalt. Ruinen zeigen an, dass etwas nicht in Ordnung ist, sie mahnen oder fordern zur Erinnerung auf. Sie regen zum Nachdenken an und verlangen eine Stellungnahme. Ruinen lassen niemanden gleichgültig. Man muss sich ihnen gegenüber verhalten, Position beziehen. Diese Position wird nicht allein von der Ruine bestimmt, sondern wesentlich von dem Kontext, der sie bedingt und in dem sich der Betrachter befindet. Dazu zählen sowohl die Umstände, die zur Beschädigung des Gebäudes führten und es zur Ruine werden ließen, als auch die Entscheidungen, die später über seine Zukunft getroffen wurden. Ohne diese Kontexte sind Ruinen nicht zu verstehen, denn die Steine allein teilen sie nicht mit.

Eine Ruine wie diejenige der in Thüringen gelegenen Klosterkirche in Paulinzella wird von uns heute neben ihrem architekturhistorischen Wert vorrangig als Stimmungsträger wahrgenommen.¹

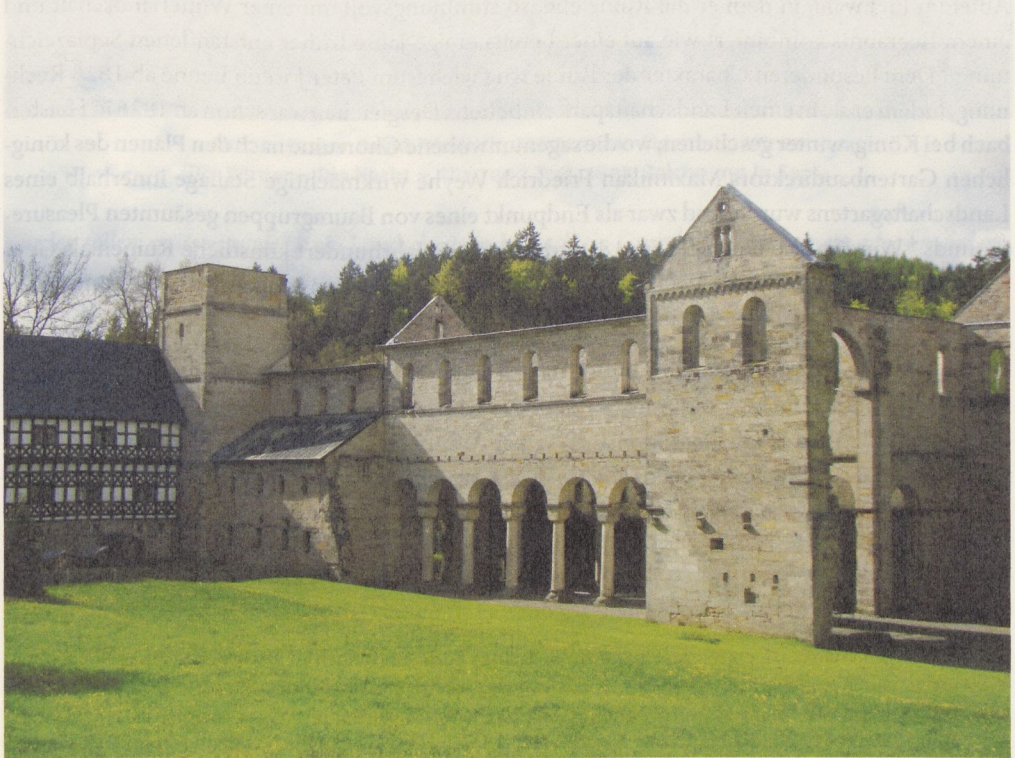


Abb. 1: Paulinzella, Klosterruine, Aufnahme 2013.

1 Verena Friedrich/Lutz Unbehaun/Doris Fischer, *Kloster Paulinzella* (Amtlicher Führer der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten), 2. vollst. überarb. Aufl., Rudolstadt/München 2019, S. 4–6, 17–21.

Wir haben uns hier den Blick der Romantiker zu Eigen gemacht, die sich derartigen Ruinen seit dem 18. Jahrhundert näherten, und wir haben diesen Blick bis heute beibehalten und das damit einhergehende Empfinden verinnerlicht. Dass es sich bei dem 1124 geweihten Bau um ein Nachbild der Abteikirche in Hirsau handelt, interessiert vor allem den Architekturhistoriker. Gut vierhundert Jahre war die Klosterkirche in Funktion, ehe in der Folge der Reformation ein kontinuierlicher Verfallsprozess einsetzte, dem erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts Einhalt geboten wurde. Romantikern galten derartige Ruinen als Schlüssel zu einer verschütteten Vergangenheit, zugleich wurden sie als Mahnungen an die Vergänglichkeit allen irdischen Lebens geschätzt, wozu ihre Einbettung in die Natur wesentlich beitrug. Nicht umsonst bildeten in dieser Zeit künstlich geschaffene Ruinen ein beliebtes Motiv zur Ausstattung von Landschaftsgärten, allen voran in Dessau, Wörlitz, Potsdam, Schwetzingen oder Kassel.²

Deutlich wird dieser Aspekt auch bei der Ruine der Zisterzienserklosterkirche Eldena, die über einen langen Zeitraum hinweg im 13. und 14. Jahrhundert entstanden war, ebenfalls in der Reformation säkularisiert wurde und anschließend verfiel. Heute sind nur noch unzusammenhängende Teile des Kirchenschiffs erhalten. Caspar David Friedrich entdeckte die Ruine und machte sie zum Motiv für mehrere seiner Werke, darunter das berühmte, 1809 entstandene Gemälde der Abtei im Eichwald, in dem er die Ruine ebenso stimmungsvoll mit einer Winterlandschaft und einem Begräbnis kombiniert wie auf einer bereits einige Jahre früher entstandenen Sepiazeichnung.³ Dem besonderen Charakter der Ruine trug wiederum Peter Joseph Lenné ab 1828 Rechnung, indem er sie in einen Landschaftspark einbettete. Desgleichen war schon ab 1826 in Heisterbach bei Königswinter geschehen, wo die sagenumwobene Chorruipe nach den Plänen des königlichen Gartenbaudirektors Maximilian Friedrich Weyhe wirkmächtige Staffage innerhalb eines Landschaftsgartens wurde, und zwar als Endpunkt eines von Baumgruppen gesäumten Pleasuregrounds.⁴ Wurden also einerseits im 18. und frühen 19. Jahrhundert künstliche Ruinen als Genremotiv für Gartenanlagen eigens konzipiert und errichtet, regten umgekehrt reale Ruinen zur Umgestaltung ihrer Umgebung in ebensolche Landschaftsgärten an.

Dass allerdings schon im 19. Jahrhundert längst nicht jede Ruine als Stimmungsträger taugte, machen Theodor Fontanes Äußerungen über das Kloster Chorin und seine Kirchenruine deutlich, die er 1873 im Band ‚Ost-Havelland‘ seiner ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘ publizierte: *Leider geht dieser baulich schönen Ruine, wie gesagt, das eigentlich Malerische ab. Ruinen, wenn sie nicht bloß, als nähme man ein Inventarium auf, nach Pfeiler- und Fensterzahl beschrieben*

2 Vgl. Jürgen Obmann/Derk Wirtz/Philipp Groß, ‚Ruinirt Euch, um Ruinen zu machen‘. Antikisierende Ruinenarchitekturen in deutschen Gärten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Mitteilungen der Pückler-Gesellschaft e. V., N. F., Bd. 30), Weimar 2016, S. 20–23, 70–72, 75–79, 83–88, 92–95.

3 Siehe dazu: Friedrich Möbius, Caspar David Friedrichs Gemälde ‚Abtei im Eichwald‘ und die frühe Wirkungsgeschichte der Ruine Eldena bei Greifswald. Zu aktuellen Aspekten des Denkmalbegriffs und der Denkmalpflege (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse), Berlin 1980, S. 3–14; Peter Rautmann, Ruinen-Landschaften von Caspar David Friedrich. Montage als Konstruktion von Erinnerung, in: Richard Faber (Hrsg.), Arkadische Kulturlandschaft und Gartenkunst. Eine Tour d’Horizon, Würzburg 2010, S. 201–225, hier S. 209–219.

4 Christoph Keller, Kloster Heisterbach in Königswinter (Rheinische Kunststätten, H. 505), Köln 2008, S. 7–11.



Abb. 2: Caspar David Friedrich, Klosterruine Eldena im Winter
(Der Winter – Die Nacht – Alter und Tod), 1803, Zeichnung in Sepia.

werden sollen, müssen zugleich ein Landschafts- oder auch ein Genrebild sein. In einem oder im andern, am besten in der Zusammenwirkung beider wurzelt ihre Poesie. Chorin aber hat wenig oder nichts von dem allen; es gibt sich fast ausschließlich als Architekturbild. Alles fehlt, selbst das eigentlich Ruinenhafte der Erscheinung, so daß, von gewisser Entfernung her gesehen, das Ganze nicht anders wirkt wie jede andere gotische Kirche, die sich auf irgendeinem Marktplatz irgendeiner mittelalterlichen Stadt erhebt. Nur fehlt leider der Marktplatz und die Stadt.⁵

Außerdem wurden zu allen Zeiten, und selbstredend auch im 18. und 19. Jahrhundert, Kirchenruinen meist dann nicht als positiv erfahren, wenn die Zerstörung des Bauwerks, sei es durch Krieg oder ein sonstiges Unglück, unmittelbar vorangegangen und nicht etwa weit zurück in einer historisch abgeschlossenen Periode erfolgt war (in dieser Hinsicht unterscheidet sich die Heisterbacher Chorruiene von den Klosterruinen in Paulinzella und Eldena). Vor allem aber konnte der romantisch-melancholische Blick auf Kirchenruinen in den Jahren während und nach dem Zweiten Weltkrieg nicht funktionieren, als mit einem Mal viele Kirchen, oft parallel auf engem Raum in einer Stadt und zudem gleichzeitig in vielen Städten, Zerstörungen in einem bis dahin unvorstellbaren Ausmaß erlitten hatten. Denn vor dem Hintergrund der eigenen Kriegserfahrungen erweckten Ruinen von Bauwerken, die man zuvor sein ganzes Leben lang nur in unversehrtem

5 Zitiert nach: Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 2: Havelland · Spreeland, hrsg. von Helmuth Nürnberger, München 1997, S. 98.

Zustand gekannt hatte, keine positiven Emotionen, wie dies die romantische Sichtweise ermöglicht hatte. Zudem waren die Kriegsrüinen nicht stimmungsvoll in die Vegetation eines Parks eingebettet, sondern gehörten oftmals zu einem unendlich erscheinenden Ruinenfeld.

Nach 1945 wurde lebhaft und kontrovers diskutiert, wie mit den Kriegszerstörungen von Kirchen und anderen Kulturdenkmälern umzugehen sei – während sich bei Wohn-, Geschäfts- und anderen Nutzbauten diese Fragen weniger stellten. Stellvertretend sei hier an die in Köln 1946 und 1947 durchgeführte Vortragsreihe erinnert, deren Beiträge 1948 unter dem Titel ‚Kirchen in Trümmern. Zwölf Vorträge zum Thema was wird aus den Kölner Kirchen‘ veröffentlicht wurden.⁶ Auch wenn sich unter den Referenten Stimmen erhoben, die Ruinen anzunehmen und zu akzeptieren – ähnliche Mahnungen gab es in der Debatte um die Rekonstruktion des Goethe-Hauses in Frankfurt⁷ –, so setzte sich schließlich doch eine Haltung durch, gerade auch bei den zahlreichen Zuhörern, die für die Wiederherstellung der Kirchen eintrat: *Die Diskussion des letzten Abends brachte es klar zum Ausdruck. Man will und man kann die Kirchen nicht verloren geben, man will und man kann auf sie nicht verzichten. In ihnen war unsere gesamte Geschichte Gestalt geworden. Mit ihnen verlören wir den Boden, in dem unsere Kultur wurzelt. Die Optimisten, die an die Möglichkeiten einer fast völligen Wiederherstellung des Alten glaubten, hatten die Menge für sich. Die Warner und Mahner, die nur das Verbliebene zu erhalten suchten, das Vernichtete aber durch Neues in Geist und Form ersetzen wollten, liefen bisweilen Gefahr, verkannt zu werden. Aber alle waren sich einig: Nichts darf mehr verloren gehen. Wo jemals eine Kirche stand, und sei sie nur in kleinen Resten erhalten, muß eine neue entstehen, die wenn immer möglich, den durch Jahrhunderte geheiligten Raum in seiner großen und einmaligen Ausdruckskraft erneut verwirklicht.*⁸

Bis 1985 wurden nicht nur die zwölf großen Kölner romanischen Kirchen allesamt wiederhergestellt, wobei in keinem Fall daran gedacht war, exakt den Vorkriegszustand zu rekonstruieren.⁹ Die Reparatur galt meist allein dem Außenbau, während im Inneren auch behutsam ausgeführte zeitgenössische Lösungen oder Purifizierungen zum Einsatz kamen und auf die Rekonstruktion später eingefügter barocker und historistischer Ausstattungen fast immer verzichtet wurde. Das Kölner Beispiel lässt sich, grob gesprochen, auf die meisten westdeutschen Städte übertragen, wobei reine Barockkirchen oftmals ganzheitlicher betrachtet und deshalb, wie beispielsweise die Clemenskirche in Münster oder Sankt Anna im Lehel in München, auch im Inneren wieder weitgehend in den Originalzustand versetzt wurden.¹⁰

6 Gesellschaft für Christliche Kultur (Hrsg.), *Kirchen in Trümmern. Zwölf Vorträge zum Thema was wird aus den Kölner Kirchen*, Köln 1948 (ND in Hiltrud Kier/Ulrich Krings [Hrsg.], *Köln. Die Romanischen Kirchen in der Diskussion 1946/47 und 1985* [Stadtspuren – Denkmäler in Köln, Bd. 4], Köln 1986, S. 19–126).

7 So Walter Dirks in seinem berühmten Aufsatz ‚Mut zum Abschied. Zur Wiederherstellung des Frankfurter Goethehauses‘, in dem er die Zerstörungen als „Spruch der Geschichte“ deutet, der endgültig sei und den es anzunehmen gelte (Walter Dirks, *Mut zum Abschied. Zur Wiederherstellung des Frankfurter Goethehauses*, in: *Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Politik und Kultur* 2 [1947], S. 819–828).

8 Gesellschaft für Christliche Kultur, *Kirchen in Trümmern*, Vorwort [zitiert nach Kier/Krings, Köln, S. 20 f.].

9 Zum Wiederaufbau der Kölner Romanischen Kirchen umfassend: Kier/Krings, Köln.

10 Hartwig Beseler/Nils Gutschow, *Kriegsschicksale deutscher Architektur. Verluste – Schäden – Wiederaufbau. Eine Dokumentation für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland*, 2 Bde., Neumünster 1988, Bd. 1, S. 649–651; Bd. 2, S. 1377 f.

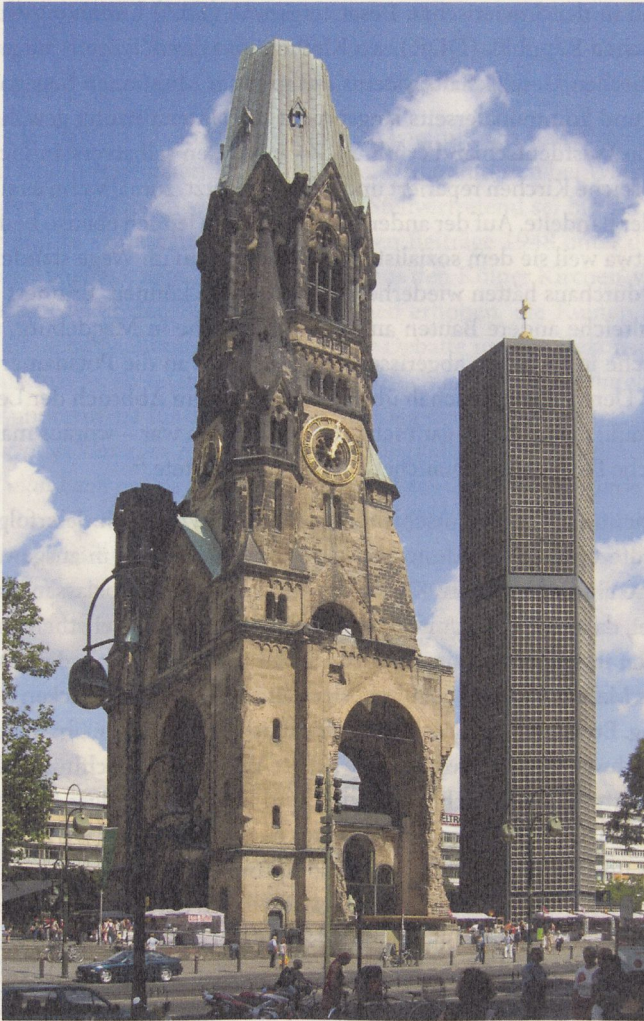
Anders lag der Fall in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) beziehungsweise in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), wo Kirchen und ihren Trägern aufgrund des neu eingeführten sozialistischen Gesellschaftssystems mit großem Misstrauen begegnet wurde, sodass ihnen staatlicher- und kommunalerseits längst nicht die Unterstützung gewährt wurde, die die Wiederaufbauten in Westdeutschland erfuhren. Zwar wurden selbstverständlich auch im Osten Deutschlands zahlreiche Kirchen repariert und instandgesetzt, zumal wenn es sich um bedeutende Kulturdenkmäler handelte. Auf der anderen Seite wurden jedoch ebenso bedeutende Kirchen auch abgerissen, etwa weil sie dem sozialistischen Stadtaufbau im Wege standen – und dies, obwohl ihre Ruinen durchaus hätten wiederhergestellt werden können. Erinnerung sei hier nur stellvertretend für zahlreiche andere Bauten an die Ulrichskirche in Magdeburg, abgerissen 1956, an die Sophienkirche in Dresden, abgerissen 1962/63, und an die Potsdamer Garnisonkirche, abgerissen 1968.¹¹ Deren Abriss geschah übrigens parallel zum Abbruch der Leipziger Universitätskirche Sankt Pauli, die im Krieg gar nicht zerstört worden war – woraus man ermeszen mag, welcher ideologische Druck auf so mancher Kirchenruine lastete.¹²

Wird der Blick erneut nach Westdeutschland gerichtet, wird deutlich: Je erfolgreicher der Wiederaufbau der Städte voranschritt, desto schärfer kristallisierte sich in ausgewählten Fällen der Wunsch heraus, die eine oder andere Kirche bewusst als Ruine zu belassen. Zu dieser Haltung trug wesentlich bei, dass in einem Umfeld der Moderne und Unversehrtheit eine Ruine, die die Spuren und Narben ihrer Zerstörung offen zur Schau trägt, eine besondere Wirkung entfalten kann, und zwar als Mahnmal und Gedenkort, der dauerhaft an die Schrecken der Vergangenheit zu erinnern vermag. Etwas unfreiwillig, doch dafür umso erfolgreicher, übernahm in West-Berlin diese Rolle Franz Schwechtens neoromanische Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, deren ruinöse Vorhalle samt Hauptturm schließlich konserviert und als eigenständiger Baukörper in Egon Eiermanns ab 1959 realisierten Gesamtentwurf einer neuen Kirchenanlage integriert wurde.¹³ Allerdings war diese Lösung das Ergebnis eines Kompromisses, nachdem beim Wettbewerb von 1957 sowohl der Senator für Bau- und Wohnungswesen und der Architekt als auch Städteplaner und Architekturkritiker die völlige Beseitigung der Ruine favorisiert hatten, was nur durch lautstarken Protest der Berliner Bevölkerung verhindert werden konnte. Umgekehrt jedoch hatten Pläne einer Wiederherstellung des 1895 eingeweihten und im November 1943 stark beschädigten Baus ab dieser Zeit ebenfalls keine Chance mehr, sodass die übrige Ruine, darunter der Chor mit einem der noch gut erhaltenen Flankentürme, abgetragen wurde. Nach der Einweihung des Neubaus 1961 entwickelte sich die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche rasch zu einer Ikone der City West, die bis heute gleichermaßen für Erinnerung an die Zerstörungsgewalt des Krieges und Aufbruch in die Moderne steht.

11 Götz Eckardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, 2 Bde., Berlin 1978, Bd. 1: Berlin. Hauptstadt der DDR, Bezirke Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Potsdam, Frankfurt/Oder, Cottbus, Magdeburg, S. 148 f., 254 f.; Bd. 2: Bezirke Halle, Leipzig, Dresden, Karl-Marx-Stadt, Erfurt, Gera, Suhl, S. 378.

12 Vgl. Birk Engmann, Der große Wurf. Vom schwierigen Weg zur neuen Leipziger Universität, Beucha 2008, S. 11–35.

13 Wolfgang Pehnt, Die Grenzen der Regeln. Egon Eiermanns Gedächtniskirche in ihrer Zeit, in: Kristin Feireiss (Hrsg.), Egon Eiermann – Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Mit Texten von Wolfgang Pehnt und Peter Haupt, Berlin 1994, S. 7–15.



**Abb. 3: Berlin-Charlottenburg, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Aufnahme 2004.
Vorhalle mit Hauptturm (1891–1895) von Franz Schwechten und Glockenturm (1959–1961)
von Egon Eiermann.**

Dass man in Köln dafür die im Kern ebenfalls romanische Kirche Sankt Alban als Mahnmahl auswählte, die im Krieg schwer beschädigt worden war und beispielsweise ihr Dach und sämtliche Gewölbe verloren hatte,¹⁴ hat sicherlich verschiedene Gründe. Zum einen lag sie im Herzen des städtischen Repräsentationsareals, nämlich in der Nähe des Renaissance-Rathauses und neben dem Gürzenich, dem Festsaal der Bürgerschaft, an den sie unmittelbar anschloss. Zum anderen gehörte Sankt Alban nicht zu den ‚Premium-Kirchen‘, denn aufgrund mehrfacher Umbauten waren ihre romanischen Ursprünge zuletzt kaum mehr zu erkennen. Der Innenraum war in der

14 Beseler/Gutschow, Kriegsschicksale deutscher Architektur, Bd. 1, S. 528.



Abb. 4: Köln, Ruine von Alt Sankt Alban, Aufnahme 2009.

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts umfassend neu gestaltet worden, und die Westfassade stammte gar erst aus dem Jahr 1896.¹⁵ Letztere wurde denn auch im Zuge der Sicherung der Ruine gerne geopfert und vollständig beseitigt. Beim Wiederaufbau von Sankt Alban kam es also zur Sicherung einer zuvor bereinigten Ruine, wobei man bewusst auf das Aufsetzen eines Dachs und das Einsetzen von Fenstern verzichtete. Am 23. Dezember 1954 wurde von Kardinal Frings die Genehmigung zur Profanierung erteilt, damit die Ruine künftig der Erinnerung an die Toten der Weltkriege diene.

15 Wilhelm Ewald/Hugo Rahtgens (Bearb.), Die Kirchlichen Denkmäler der Stadt Köln I: St. Alban – St. Andreas – Antoniterkirche – St. Aposteln – St. Cäcilia – St. Columba – St. Cunibert – Elendskirche – St. Georg (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln, Bd. 6, Abt. IV), Düsseldorf 1916, S. 1–19.

Seit dem Wiederaufbau des Gürzenichs, der mit einer modernen Erweiterung nach Norden einherging, stoßen dessen neues Treppenhaus und Foyer direkt an die Kirche und erlauben den Besuchern Einblicke in die Ruine.¹⁶ Ansonsten ist diese normalerweise nicht zu betreten, sondern lediglich durch vergitterte Öffnungen im Westen einzusehen. Dabei schaut man auf eine im Chorbereich aufgestellte Kopie des ‚Trauernden Elternpaares‘, das von Käthe Kollwitz 1932 für den in Flandern befindlichen deutschen Soldatenfriedhof Esen-Roggeveld geschaffen worden war (und 1956 auf den Soldatenfriedhof von Vladslo versetzt wurde). Vorn am Eingang wurde außerdem ein schmiedeeisernes Mahnmal zur Erinnerung an die Kriegsgefangenen aufgestellt: ‚Noch warten Kriegsgefangene auf ihre Heimkehr‘, steht auf der an Ketten befestigten Tafel geschrieben. Am 21. Mai 1959 wurde die Gedenkstätte in Anwesenheit von Bundespräsident Theodor Heuss eingeweiht, was den hohen Rang unterstreicht, den man ihr zuerkannte. Rudolf Schwarz, der Architekt des Neuen Gürzenichs, hat die Situation schon 1955 eindrücklich beschrieben: *Der Gürzenich wird wieder die gute Stube der Bürgerschaft sein, wie er es eh und je war. Zu den alten Anlässen, die dort begangen wurden, ist noch ein neuer, weihevoller hinzugekommen: das Gedächtnis der Toten. Ihm dient die Ruine von St. Alban. Sie soll für alle Zeiten in Trümmern bleiben, ihr Boden wird nur mit Steinen belegt und nicht mit versöhnlichem Grün geschmückt, und irgendwo darin wird das Elternpaar der Käthe Kollwitz knien, seinem sinnlosen Leid überlassen.*¹⁷ In diesem Zustand wird die Kirche bis heute gepflegt, als „gestaltete Kirchenruine“,¹⁸ und es ist keine Frage, dass diese Ruine im Zusammenhang mit ihrer Umgebung zu einem Denkmal von hoher Aussagekraft wurde, das nicht angetastet werden darf.

Desgleichen gilt für die gotische Ägidienkirche in Hannover, die 1943 schwer beschädigt wurde und im Inneren nahezu gänzlich ausbrannte.¹⁹ Auch in diesem Fall traf man die Entscheidung gegen eine Wiederherstellung, die leicht möglich gewesen wäre, und beließ den Bau bis heute als Ruine, die an die Zerstörung Hannovers und als Mahnmal für die Opfer von Krieg und Gewalt dient. Die mittelalterlichen Umfassungsmauern umschließen einen offenen Raum, behutsame Einbauten und Erinnerungstafeln unterstreichen dabei den Mahnmalcharakter und helfen auch heute noch, den Bau, der anders als Sankt Alban in Köln von jedermann betreten werden darf, entsprechend einzuordnen. So erfährt man auf einer Bronzetafel über die Geschichte der Kirche: ‚Am 27. Oktober 1951 wurde die Ruine als Gedenkstätte für die Opfer der Kriege und der Gewalt eingeweiht. Der Chor wird von einem Altartisch und einem hohen Kreuz beherrscht, davor ist eine steinerne Platte mit der Widmung ‚Unseren Toten‘ in den Boden eingelassen. Eine ausführliche Inschrift findet sich zudem auf einer links vom Chor angebrachten weiteren Bronzetafel: ‚Krieg und Katastrophe forderten das Leben vieler Einwohner unserer Stadt, an der Front und in der Heimat. 12 628 fielen 1914–1918, 1939–1945 fielen 11 360, 7 000 wurden von Bomben getötet.

16 Rudolf Schwarz, *Der Neue Gürzenich*, in: Johann Jakob Hässlin (Hrsg.), *Der Gürzenich zu Köln. Dokumente aus fünf Jahrhunderten*, München 1955, S. 173–200; Angela Pfothenhauer/Elmar Lixenfeld, *Festarchitektur der fünfziger Jahre. Der Gürzenich und St. Alban in Köln*, Köln 1997.

17 Schwarz, *Der Neue Gürzenich*, S. 183.

18 Dieser Terminus wird verwendet von Pfothenhauer/Lixenfeld, *Festarchitektur der fünfziger Jahre*, S. 56.

19 Hinrich Hermann Leonhardt, *Die St.-Aegidien-Kirche zu Hannover im Wandel von sechs Jahrhunderten. Zum Gedächtnis der Grundsteinlegung des Gotteshauses am 28. September 1347*, Hannover 1947, S. 30–35; Beseler/Gutschow, *Kriegsschicksale deutscher Architektur*, Bd. 1, S. 252–255.



Abb. 5: Hannover, Ruine der Ägidienkirche, Aufnahme 2018.

6700 werden vermisst. Unzählige starben in Lagern und Gefängnissen und auf der Flucht.' Aufgrund all dieser Zusätze wird der Sinn der Ruine begriffen und man erkennt daran, wie wichtig die Kontextualisierung, das ‚Labeling‘ ist. Denn selbstredend ist nicht jede Kirchenruine ein Mahnmal. 1958 wurde der Turmstumpf, der nach wie vor als städtische Dominante fungiert, mit einem modernen Glockenspiel erhöht, und seit den achtziger Jahren wird zusätzlich an den Atombombenabwurf auf Hiroshima, Hannovers Partnerstadt, erinnert.

In den Fällen von Sankt Alban in Köln und der Ägidienkirche in Hannover wird die Ruine regelrecht inszeniert und bis heute aufwendig gepflegt und unterhalten. Dies unterscheidet sie von der – inzwischen bekanntlich zugunsten einer vollständigen Rekonstruktion wieder beseitigten – Ruine der Dresdner Frauenkirche, wo neben den wenigen aufrecht stehenden Wandabschnitten vor allem ein großer Schutt- und Trümmerberg blieb, der zwar 1966 offiziell zu einem Mahnmal



Abb. 6: Berlin, Blick vom Fernsehturm auf das Nikolaiviertel und die Nikolaikirche, Aufnahme 2010.

gegen Krieg und Gewalt deklariert, ansonsten jedoch sich selbst überlassen wurde.²⁰ Andererseits führte im Osten Deutschlands der zunehmend hervortretende wirtschaftliche Mangel dazu, dass selbst in der Spätzeit der DDR viele Ruinen noch nicht wiederhergestellt waren, obwohl ihr Aufbau grundsätzlich nicht in Frage gestellt war. Ein prominentes Beispiel für einen sehr späten Wiederbau ist die Kirche Sankt Nikolai in Berlin, die im Krieg bis auf die monumentale Turmfront und die Umfassungsmauern zerstört worden war. Mit ihrer Wiederherstellung als Leitbau, nach außen weithin sichtbar durch das hohe Dach und die beiden Turmhelme, ging die Rekonstruktion eines ganzen Stadtquartiers einher, das, je länger die Zeit voranschreitet, als eine herausragende Leistung der DDR-Denkmalpflege erkannt wird.²¹ Der Krieg war dort also erst 1987, pünktlich zum Jubiläum der 750-Jahr-Feier, vorüber, wobei der Kirchenruine zu keiner Zeit eine bewusste Mahnmalfunktion zugeordnet gewesen war.

Bis heute eine Ruine ist dagegen, um nur ein Beispiel zu nennen, die gotische Kirche Sankt Nikolai im anhaltinischen Zerbst, die in den letzten Kriegstagen, am 16. April 1945, durch einen amerikanischen Luftangriff zerstört worden war.²² Dass Ruinen dieser Art 1989 noch standen und eben nicht abgerissen worden waren, ist der Tatkraft von Denkmalpflegern zu verdanken,

20 Eckardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd. 2, S. 378–381.

21 Günter Stahn, Das Nikolaiviertel am Marx-Engels-Forum. Ursprung, Gründungsort und Stadtkern Berlins. Ein Beitrag zur Stadtentwicklung, Berlin 1985, S. 20–29; Günter Stahn, Berlin. Das Nikolaiviertel. Ein städtebaulicher Wegweiser, Berlin 2003 (Kleine Schriftenreihe der Historischen Kommission zu Berlin, Sonderh. 1), S. 21–28.

22 Eckardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd. 1, S. 276 f.



Abb. 7: Zerbst/Anhalt, Ruine von Sankt Nikolai, Aufnahme 2016.

die sich dennoch Verkennung der realen Gegebenheiten – von westlichen Stimmen den Vorwurf anhören mussten, wieso denn eine Ruine nach über vierzig Jahren immer noch in diesem Zustand und nicht wiederhergestellt sei. Immerhin liegt die Wiedervereinigung inzwischen auch schon wieder dreißig Jahre zurück, und die Wiederherstellung so mancher Ruine ist nach wie vor nicht erfolgt beziehungsweise wird aufgrund gesellschaftlicher, religiöser und demografischer Entwicklungen auch nicht mehr angestrebt. Zwar kümmert sich in Zerbst seit der Wende ein Förderverein um den Erhalt der Ruine. Doch wie oftmals bei derartigen Projekten zu beobachten, muss man sich mit dem Eindecken von ausgewählten Bauteilen, in diesem Falle den beiden Türmen, begnügen und kann eventuell noch einen Turmaufstieg ermöglichen, während die Eindeckung des gesamten Schiffes schlicht nicht zu leisten ist. Ähnlich gelagerte Beispiel sind die Marienkirche in Wriezen oder die spätbarocke Pfarrkirche in Vierraden.²³

Dieser Trend lässt sich auch auf der anderen Seite der Oder, im heutigen Polen, erkennen, wo sich in Königsberg in der Neumark (Chojna) und Guben (Gubin) vergleichbare Bauwerke, nämlich große, gegen Ende des Krieges zerstörte gotische Kirchen befinden. Während man in Königsberg sogar noch kurz vor der politischen Wende von 1989 in einem deutsch-polnischen Gemeinschaftsprojekt begann, die Kirchenruine wiederherzustellen, was zumindest äußerlich mit dem hohen Dach, das inzwischen sogar bereits ein zweites Mal wieder eingedeckt wurde, und der

23 Ebd., S. 198–200.

Turmsanierung gelang,²⁴ so scheint man in Guben für eine derartige Herangehensweise nicht mehr den Willen und die Kraft aufzubringen.²⁵ Stattdessen werden hier Überlegungen angestellt, die Ruine zu sichern und eine neue Nutzung mittels eines modernen Einbaus zu ermöglichen. Als Gotteshäuser werden beide Kirchen insofern nicht mehr benötigt, als die nach 1945 dort neu erstarkte katholische Kirche dafür andere Gebäude auswählte.

In diesem Zusammenhang sei der Blick nochmals auf Köln gerichtet, wo es neben Sankt Alban noch eine zweite Kirche gab, die man lange Zeit als Ruine beließ: nämlich Sankt Kolumba, einst eine der größten und bedeutendsten Pfarrkirchen der Stadt, deren Ursprünge sogar in ottonische Zeit zurückreichen und die in der Gotik zu einer fünfschiffigen Hallenkirche erweitert wurde, ehe sie in der Barockzeit und im 19. Jahrhundert weitere Veränderungen erfuhr.²⁶ Nach der fast völligen Vernichtung der Kirche im Jahr 1943 blieb neben Teilen der spätmittelalterlichen Außenmauern vor allem eine Marienstatue erhalten, der sofort besondere kultische Verehrung zuwuchs. Man entschied daher, dafür einen modernen Ersatzbau zu schaffen, den der junge Architekt Gottfried Böhm von 1947 bis 1950 in die stark kriegszerstörte Kirche Sankt Kolumba hineinsetzte.²⁷ Die auf achteckigem Grundriss errichtete und mit einem zeltartigen Dach versehene eingeschossige Marienkapelle erhielt im Volksmund rasch den Namen ‚Madonna in den Trümmern‘ – und zwar in doppelter Bedeutung, war doch die Madonnenstatue aus den Trümmern geborgen worden und befand sich deren Kapelle nun in den übriggebliebenen Trümmern der einstigen Kirche. Die neue Kapelle wurde zu einem Ort tiefer Volksfrömmigkeit, der insbesondere in der Nachkriegszeit, als viele Menschen noch unmittelbar von den Folgen des Krieges betroffen waren, stark besucht wurde und im Verbund mit den unmittelbar benachbarten Ruinen der ehemaligen Pfarrkirche, die lediglich gesichert wurden, eine eigentümliche Wirkung aus Mahnung und Trost entfaltete. Die Verquickung zwischen Ruine und Neubau zeigte sich zudem im Eingangsbereich, der im Stumpf des Turmes untergebracht und mit Trümmersteinen ergänzt wurde, um an die mittelalterliche Kirche zu erinnern.

Seit einigen Jahren allerdings ist die Kapelle im Neubau des Diözesanmuseums aufgegangen, das von 2003 bis 2007 nach den Entwürfen des Schweizer Architekten Peter Zumthor errichtet wurde.²⁸ Spätestens damit ging sie auch ihres Mahnmalcharakters verlustig, auch wenn weder die Substanz der Kapelle noch die bis dahin erhaltenen Ruinen der alten Kolumbakirche angetastet wurden. Vielmehr wurden Letztere durch den Neubau auch dauerhaft gesichert. Hinzu kommt, dass die Kapelle auf dem weiten Kirchengelände nur einen vergleichsweise geringen Raum einnahm und dieses ansonsten jahrzehntelang ungenutzt und ungestaltet brachgelegen hatte. In Sankt Kolumba wurde also eine Ruine in modernen Formen ‚weitergebaut‘.

24 Reinhard Schmook, Erfahrungen beim Wiederaufbau der Marienkirche in Chojna-Königsberg/Neumark – ein deutsch-polnisches Stiftungsprojekt, in: Wolfgang Michalka/Reinhard Schmook (Hrsg.), Schwierige Nachbarn? 300 Jahre deutsch-polnische Nachbarschaft. Groß Neuendorfer Grenzgespräche 2006. Vorträge und Diskussionen, Berlin 2007, S. 135–141.

25 Vgl. dazu auch Andreas Peter, Die Stadt- und Hauptkirche in Guben, Gubin: eine Bau- und Kulturgeschichte, Guben 2007, S. 91–94.

26 Ewald/Rahtgens, Die Kirchlichen Denkmäler der Stadt Köln I, S. 194–230.

27 Beseler/Gutschow, Kriegsschicksale deutscher Architektur, Bd. 1, S. 541 f.

28 Wolfgang Pehnt, Ein Haus für Sinn und Sinne: Diözesanmuseum Kolumba in Köln, Peter Zumthor, in: Baumeister 11 (2007), S. 48–63.



Abb. 8: Köln, Ruine von Sankt Kolumba mit Gottfried Böhms Neubau von Madonna in den Trümmern (1947–1950), Aufnahme 1951.



Abb. 9: Köln, Ruine von Sankt Kolumba mit Peter Zumthors Erweiterung zum Diözesanmuseum (2003–2007), Aufnahme 2008.



Abb. 10: Brandenburg an der Havel, Kloster Sankt Pauli nach der Wiederherstellung 2008, Aufnahme 2008.

Behutsamer ging man hingegen bei der annähernd gleichzeitig erfolgten Wiederherstellung von zwei Kirchenruinen in Brandenburg an der Havel vor. Beide Beispiele mögen zum Abschluss verdeutlichen, wie sich unsere Gesellschaft heute und in dieser Region mit dieser Problematik auseinandersetzt. Seit seiner 2008 erfolgten Einweihung als Archäologisches Landesmuseum zeigt sich das Paulikloster nach außen hin wieder in seiner ursprünglichen Gestalt. Die Anlage hatte bei der Eroberung Brandenburgs durch die Rote Armee, Ende April 1945, Feuer gefangen, sodass von der Kirche nur noch die Umfassungsmauern, der Turmstumpf und der Westgiebel übriggeblieben und auch die Klostergebäude, trotz zeitweiliger Sicherungsmaßnahmen nach dem Krieg, ihrer Dächer beraubt waren.²⁹ Erst im Zuge der 2004 einsetzenden Sanierung erhielten sämtliche Bauakte einschließlich der Kirche ihre historischen Dachformen zurück, zudem wurden an der Kirche der Ostgiebel, die südliche Pfeilerreihe und der Turmaufsatz rekonstruiert, während im Inneren auf eine Wiederherstellung der Gewölbe verzichtet wurde.

Die nahegelegene Johanniskirche hatte schon beim amerikanischen Bombenangriff auf Brandenburg vom 31. März 1945 ihr westliches Joch verloren, ehe schließlich 1986 aufgrund unzureichender Sicherungsmaßnahmen ihr Dach samt den Gewölben einstürzte. Eine umfassende Wiederherstellung gelang bis 2014 im Rahmen der ‚BUGA 2015 Havelregion‘, bei welcher sie als Blumenhalle diente.³⁰ Das heutige Dach weist die ursprüngliche Form auf, allerdings wurde

29 Eckardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd. 1, S. 138 f.; Marcus Cante, Führer durch das Paulikloster Brandenburg an der Havel, Zossen 2010, S. 23–27.

30 Eckardt, Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg, Bd. 1, S. 138; Katrin Witt, St. Johannis. Von der Klostergründung zur Blumenhalle der BUGA 2015 Havelregion – Eine bewegte Vorgeschichte, in: Marcus Cante/Joachim Müller (Hrsg.), Johanniskirche Brandenburg an der Havel. Erforschung – Sicherung – Restaurierung (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, Nr. 43), Worms 2017, S. 15–29, hier S. 23–28.



Abb. 11: Brandenburg an der Havel, Westfassade der Johanniskirche nach der Wiederherstellung durch Krekeler Architekten, Aufnahme 2015.

mit Kupfer eine bewusst vom historischen Ziegeldach abweichende Deckung gewählt, um über diese Art von Verfremdung auf die Zerstörungsgeschichte der Kirche aufmerksam zu machen.³¹ Weit drastischer geschieht dies freilich an der Westfront, wo die Abbruchkante des fehlenden Jochs sichtbar belassen und die offene Bresche lediglich durch eine monumentale Stahl-Glas-Front geschlossen wurde. Seit dem Ende der Bundesgartenschau wird die Kirche für kulturelle Veranstaltungen der Stadt genutzt und steht außerdem der reformierten Gemeinde für Gottesdienste zur Verfügung.

Man könnte noch zahlreiche weitere Sakralbauten anfügen, doch mögen die skizzierten Beispiele ausreichen, um einen Begriff von den verschiedenen Möglichkeiten im Umgang mit Ruinen kriegszerstörter Kirchen zu vermitteln. Sicherlich ist jeder Fall anders gelagert, zumal wenn die stets entscheidende Frage der Nutzung mit hinzukommt. Was nun den künftigen Umgang mit der Ruine der Franziskanerkirche in Berlin anbelangt, so bedarf es zunächst einmal einer Vergewisserung und Verständigung über die Kontexte, in denen sie sich befindet. Handelt es sich hierbei, verkürzt gesagt, eher um Sankt Nikolai in Zerbst – oder um Sankt Alban in Köln? Wäre eine Herangehensweise – und Nutzung – wie bei Sankt Kolumba in Köln denkbar? Oder sollte sich das einstige Berliner Franziskanerkloster an Maßstäben orientieren, wie sie jüngst in Brandenburg an der Havel gesetzt wurden? Erst die Beantwortung dieser Fragen kann zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Ruine führen.

31 Sandra Nehiba/Alexander Wesch, St. Johanniskirche Brandenburg. Ikonographie eines Fragments, in: Cante/Müller (Hrsg.), Johanniskirche Brandenburg an der Havel, S. 139.